

(Nachdruck verboten.)

80]

## Unter Wolken.

Roman von Kurt Aram.

„Besuch?“ Davon wissen wir ja gar nichts“, riefen einige indigniert.

„Und zwar aus Berlin. Einen Mann!“

„Ach, aus Berlin?“ sagte Frau Weber höchst interessiert und rechte sich möglichst in ihrem schwarzen Kleid.

„Jawohl, aus Berlin. Er schreibt Romane und solche Sachen, sagt meine Katharina. Und denken Sie sich, er und Frau Magda sind fast den ganzen Tag und auch viele Abende ganz allein. Denn warum? Ihr Mann hat auf dem Eisenwerk zu thun, nicht wahr?“

„Freilich,“ meinte Frau Roth aufmerksam und machte große Augen.

„Sie gehen auch viel allein spazieren trotz des Regens, sagt meine Katharina. Sie besuchen sogar die Leute im Dorf zusammen. Er schreibt nämlich einen socialen Roman, sagt meine Katharina, die es von dem andren Mädchen hat erzählen hören, der Berliner sage das so oft und so laut und überall, daß man das hören und behalten müsse, ob man wolle oder nicht.“

„Rein, wie interessant!“ sagte Frau Weber.

„Es ist noch lange nicht das ärgste. Denken Sie sich, meine Katharina sagt, es sei nicht ganz richtig zwischen den beiden. Sie liebten sich.“

„Dummest Geklatsch!“ entfuhr es der Frau Oberförster.

Frau Walter sah sie mitleidig an. „Das ist kein Klatsch, Liebste. Denn warum? Denken Sie sich, meine Damen, dieser Berliner Herr schläft gerade über ihr, nämlich ganz allein im zweiten Stock, sagt meine Katharina. Frau Magda im ersten grade drunter, und erst im Parterre ihr Mann. Nun frage ich Sie, ist das nicht unanständig?! Im höchsten Grade unsittlich!?“

„Aber Frau Schuldirektor!“ fiel die Frau Oberförster ernstlich böse ein. „Ich muß Sie doch dringend bitten, vorsichtig zu sein mit Ihren Anschuldigungen und Vermutungen! Wie können Sie aus diesem harmlosen Zufall solche Folgerungen ziehen!“

„Unschuldiger Zufall?“ sagte Frau Walter und wurde ganz rot vor Aerger. Um ihrer Behauptung gleich festeren Boden unter die Füße zu geben, erfand sie schnell etwas Belastendes und sagte: „Geflüßt haben sie sich schon, sagte meine Katharina.“

„Wirklich? Wie sehr, sehr interessant!“ rief Frau Weber.

„Finden Sie? meinte Frau Blau so recht säuerlich. „Ich würde das etwas anders nennen!“

„Das glaub' ich einfach nicht!“ fiel die Frau Oberförster ein.

„Aber ich versichere Sie,“ sagte Frau Walter ganz beleidigt. „Ich habe es doch gesagt, daß sie sich geflüßt haben. Bedenken Sie doch! Sagt das nicht alles?“ Sie hatte selbst schon vergessen, daß sie es einfach erfunden hatte. Nicht aus Bosheit, sondern weil die Frau Oberförster ihr nicht hatte glauben wollen, und sie fest überzeugt war, daß sich die beiden schon längst geflüßt hatten, ja wohl auch noch manches andre gethan. Wenn die Katharina davon auch nichts gesagt. Haha, die werden gerade die Dienstboten dazu rufen!

„Ich bleibe trotzdem bei meiner andren Meinung,“ beharrte die Frau Oberförster. Die andren Damen beruhigten sie. Sie solle sich doch nicht so ereifern, man wolle ihrer Frau Magda ja gar nichts thun, wenn die Sache auch nicht ganz sauber zu sein schiene, wenn sie sich schon geflüßt hätten.

„Und bedenken Sie, ein Berliner!“ meinte Frau Weber viel sagend. „Die sind ja alle so.“

„Woher wissen Sie das?“ lächelte Frau Blau. „Sobiel ich weiß, waren Sie noch nie in Berlin. Oder täusche ich mich? Dann bitte ich um Entschuldigung.“

Frau Weber sagte geärgert: „Mein Mann hat es mir erzählt, und der kennt voraussichtlich Berlin besser als Sie, Frau Amtsrichter.“

„Ich glaube es eigentlich auch nicht“, meinte Frau Roth. „Ein Berliner! Der hat doch wohl einen besseren Geschmack.“

Die Damen lächelten milde über die bekannte Schwäche der schönen Frau Amtsrichter. Als ob nur ihre Art Schönheit von Männern schön gefunden werden könnte!

Gerade als Frau Walter von neuem anfangen wollte, that sich die Thür auf, und herein traten Otto, Magda und Schäfer.

Die Damen schwiegen ganz betreten still wie Schulfrauen, die auf einem Unrecht ertappt werden. Im Eifer des Sprechens hatten sie alle das Vorfahren des Wagens überhört.

Otto sah es ihnen natürlich an, daß über ihn und seine Frau, vielleicht auch den Berliner geredet worden war, er kannte ja das Klatschneß. Er machte nur eine ganz leichte, spöttische Verbengung und ging mit Magda und Schäfer sofort ins Nebenzimmer, in das auch der Förster mit vieler Höflichkeit und Unterthänigkeit folgte. Es war immer ein guter Tag, wenn Otto kam. An ihm verdiente er mehr als an der ganzen übrigen Gesellschaft.

Allmählich erholten sich die Damen von ihrem Schreck. Nun fanden sie es einfach empörend, beleidigend, daß die drei sich nicht zu ihnen gesetzt hatten. Möchte eben noch die eine oder andre der Damen so etwas wie Gewissensbisse empfunden haben wegen des Klatschens, jetzt war es damit vorbei. Dies empörende Betragen hatte alles wett gemacht.

„Rein, was ein magerer Mensch!“ sagte die dicke Frau Walter leise. „Aber so ein magerer Mensch!“ Sie meinte Schäfer, und es klang sehr verächtlich, wie sie das sagte.

„Da passen sie doch gut zusammen“, scherzte Frau Roth.

„Ich finde das apart und viel schöner als all die Bierbänche!“ erklärte Frau Weber enthusiastisch.

„In der Beziehung war ihre Wahl in der That keine sehr glückliche,“ meinte Frau Blau und machte dazu ihr liebenswürdigstes Gesicht. —

Bettchen, Fienchen und Lieschen wandelten immer noch durch den Launenwald.

Fienchen war müde und wollte, daß man wieder ins Haus ginge. Doch die beiden andern gaben das nicht zu und lächelten schlaun wie zwei Verschwörer, die ein großes Geheimnis mit einander haben.

„Was habt Ihr denn nur hier?“ fragte Fienchen.

„Sih!“ sagte Lieschen, schwieg aber sofort auf einen drohenden Blick Bettchens hin. Bettchen war stark und konnte tüchtige Prüfte austheilen, wenn sie gereizt wurde, daß es blaue Wäter gab. Lieschen hatte Respekt davor.

Schon zum vierten Mal schlugen sie denselben Weg ein in dem Launenwäldchen.

„Das ist einfach langweilig,“ erklärte Fienchen.

„Rein, ich finde es himmlisch“, versicherte Bettchen und wurde feuerrot.

Sie kehrten wieder um, denn Bettchen hatte wieder ganz da vorn an der Wegbiegung den harrenden Baumunternehmer gesehen, der sich hinter einer dicken Laune versteckt hielt, so gut es ging.

Schon als sie zum erstenmal diesen Weg gingen, hatte Bettchen ihn gesehen. Das Hühlerchen ebenfalls. Aber die beiden Mädchen wußten nicht recht, was sie thun sollten. Das weitere war doch eigentlich des Baumunternehmers Sache, dachte Bettchen ärgerlich. Viel Courage hat er jedenfalls nicht. Gott sei Dank, daß er nicht sie, sondern das Fienchen heiraten wollte.

Der Baumunternehmer war eines Maurers Sohn und selbst lange Maurer gewesen. Allmählich war er hoch gekommen und verdiente jetzt viel Geld. Aber sein Geist wie seine Fäuste zeugten noch gar sehr von seiner früheren Thätigkeit. Seitdem er zu Geld gekommen, kannte er nur noch einen Ehrgeiz: Eingang finden in die „bornehme Welt“, wie man im Städtchen kurzerhand die Mitglieder des „Klub“ nannte. Aber diese „bornehme Welt“ wollte mit ihm nichts zu thun haben. Er stellte sich zur Wahl, erhielt aber fast nur schwarze Kugeln, sein Aufnahmegesuch in den Klub war also abgelehnt worden. Er blieb zwar so dick wie bisher, behauptete aber seitdem, das sei nichts als Krankhaftigkeit, die sich bei ihm in Fett zeige. Er fühlte sich wirklich

seit dieser Ablehnung ganz krank und elend. Da seine Begier nun fast aussichtslos war, verbohnte er sich nur noch mehr in den einen Gedanken, doch noch Eingang zu finden in die „vornehme Welt“.

Schließlich riet ihm sein weltkundiger Vater, er solle einfach eines der Mädchen der vornehmen Welt heiraten. Er habe ja Geld, das sei heutzutage die Hauptsache.

Seitdem besuchte der Bauunternehmer alle Bälle und Vergnügungen des „Klub“, soweit sie nicht „geschlossen“ waren, und das waren die wenigsten, da es bei den Bällen wie überall in der vornehmen Welt so auch hier, an Tänzern fehlte und man bei solchen Gelegenheiten schon ein Auge zudrücken mußte, wenn nicht die halbe weibliche Jugend der „vornehmen“ Welt an den Wänden sitzen sollte, ohne zum Tanzen zu kommen.

Der arme Bauunternehmer machte aber auch jetzt meist üble Erfahrungen. Lieber verzichteten die meisten jungen Damen überhaupt auf das Tanzen, als daß sie mit einem getanzt hätten, dessen Vater „Speis machte und Ziegel trug“.

Wenn der dicke, vierschrötige Mensch, schon im Voraus Angstschweiß auf der Stirn, aber mit einem möglichst siegesgewissen Gesicht und hochgezogener Stirn, die großen Maurerhäufe in gewaltigen weißen Handschuhen, in den Saal stolperte, lächelte alles. Und wenn er dann vor einer der jungen Damen seinen Krastfuß machte, den er in seiner Tanzstunde gelernt hatte, der also im Klub höchst unfein war, machte die betreffende junge Dame ein schnippisches Gesicht und that, als sähe sie überhaupt nichts. Wenn er das dann für ein Ja zu nehmen suchte und den langen Arm nach ihr ausstreckte, ging die junge Dame schleunigst zu ihrer Mama, die dem Kübel einen wütenden Blick zuwarf, daß er sich unterziehen konnte!

Das Fienchen aber war freundlich zu ihm. So hatte er es denn bald auf sie abgesehen. Sie wollte er heiraten und damit Aufnahme finden in die vornehme Welt.

Fienchen tanzte wenig, da es nicht gerade schön war, auch kein Geld hatte. Daher freute es sich, wenn es überhaupt einen Tänzer fand. Auch die Mutter hatte im Grunde nichts dagegen, denn sie hatte sich für ihr Fienchen längst bescheiden gelernt.

Alle Welt erwartete die Verlobung; und ausnahmsweise gönnte man die beiden einander, da sie niemand beneidete, mochte er auch Geld haben. Denn so viel war es gewiß nicht, daß man über den Mangel an Bildung hinwegsehen konnte. Bei Fienchen war das aber was anderes, sie konnte keine Ansprüche machen, gar keine.

Jedoch die Verlobung erfolgte nicht. Der Bauunternehmer wußte nicht recht, wie er es anfangen sollte, und er wollte es doch möglichst vornehm anfangen; Fienchen aber war noch zu unbeholfen, um ihm zu helfen.

In dieser Zeit war es gewesen, daß Fienchen beschloß, immer bei ihren Eltern zu bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Die Ritualmordprozesse, die gegenwärtig in Konig und Pisel — von letzterem erfährt der reichsdeutsche Leser wegen des durch Konig und Sternberg bewirkten Raummanagements nichts — wirken nicht in der rechten Richtung aufklärend, ihre Hauptlehre ist bisher nicht hervorgeholt worden. Daß es Leute giebt, die an Ritualmorde glauben — du lieber Himmel — es giebt ja auch Leute, die an die Unfehlbarkeit der Papsie und Könige, an das gute Herz des Kapitalismus, an den Segen kriegerischer Massenational-Ritualmorde, an Weltpolitik, Professoren, Minister und ewige Liebe glauben, warum sollten da die Köpfe nicht auch mit religiösen Blutopfern spielen! Ich gestehe: in dieser Hinsicht ist mir Konig langweilig. Es ist nur ein vernünftiges, aber dafür auch geradezu erlösendes Wort in diesen Tagen von Konig gesprochen worden, und ich erkläre das, obwohl ich mich erinnere, daß auch ein Redacteur des „Vorwärts“ mitgewirkt hat — und dieses eine befreiende Wort stammt von Rosa Meyer, die ja auch ein wenig ritualmordet hat. Rosa Meyer hat ihre Eindrücke und das Ergebnis des Prozesses mit genialer Treffsicherheit in den einen Ausruf zusammengefaßt, der alles erschöpft, obwohl er nicht einmal schriftdeutsch oder schrifthebräisch ist und die christlichen Gefühle der geschworenen Oberlehrer von Konig tödlich verletzt, Rosa Meyer gab unter ihrem Zeugeneid das prachtvolle einseitige Urteil ab: „Quatsch!“ Wahrhaftig, Rosa Meyer imponiert mir, ich möchte sie kennen lernen, sie könnte mir gefährlich werden. Ich grüße Dich Rosa Meyer! Dein Urteil war in jeder Hinsicht ein

Schwur der vollkommenen Wahrheit, vielleicht der einzige ganz korrekte unter all' den Eiden.

Materiell wüßte auch ich nichts anderes über Konig zu sagen, wie meine kluge, aufrichtige und präcise Rosa Meyer. Aber formell finde ich diesen und den ähnlichen Prozeß von Pisel (Polna) über alles bedeutend. Denn er belehrt die strafmündigen Staatsbürger, wie leichtsinnig sie bisher mit ihrem und ihrer Familie Wohl gespielt haben, er zeigt dräuend und spornend, daß es die allererste Pflicht einer rechtschaffenen und strafmündigen Person sei, über jeden Augenblick seines Daseins von der Geburt bis zum mehr oder minder unnatürlichen Tod urkundlich sein *Alibi* nachzuweisen zu können. Jeder Mensch über vierzehn Jahre kann jedes Verbrechen in jedem Moment beschuldigt werden — das ist die Voraussetzung und das Lebensprincip der gesamten Rechtspflege. Und gegen solche Anklage schützt selbst die Urteilsfähigkeit einer Rosa Meyer nicht — da hilft einzig und allein ein einwandfreies *Alibi*. Ich frage alle meine leichtsinnigen Leser: Was habt Ihr am 14. Februar 1890 acht Uhr dreißig Minuten abends gethan, wo seid Ihr gewesen? — Ihr wißt es nicht, ich weite. Ein Grausen packt mich, wenn ich erwäge, welche Gefahren Euch aus dieser Unwissenheit erwachen können, die Euch von vornherein jeder Unthat verdrängig macht. Sagte doch schon der alte griechische Weise, es sei der Hauptsatz aller Tugend: *Gnothi sauton* — Bekenne Dein *Alibi*.

Ich will Euch ein eignes Erlebnis erzählen, das ich auch beschwören würde, falls ich das Glück hätte, Gymnasiallehrer oder Gefindevormieterin in Konig zu sein — ein Erlebnis, das Euch beweisen wird, daß es mehr als selbstmörderisch ist, wenn man es unterläßt, sein *Alibi* für alle Tage und Lagen des Daseins zu führen.

Es war am 29. März 1896, da erschien in meiner Wohnung ein Polizeikommissar, behauptete, ich hätte eine irgendwo gedruckte Majestätsbeleidigung begangen und er wolle deshalb bei mir nach handschriftlichem Material haussuchen. Ich hatte gegen diese angenehme Unterbrechung meines eintönigen Lebens um so weniger etwas einzubringen, als erfahrungsgemäß einmal Haussuchen wie dreimal Staubwischen wirkt. Und der Mann kramte in meinem Schreibtisch. Mählich holte er aus einem seitlichen Schubkasten etwas hold blinkendes, das er argwöhnisch musterte. Mit einem jähen Aufschrei stürzte ich auf den Kommissar — dieser Glückspilz hat ein Zwanzig-Mark-Stück unter meinen ungeordneten Briefschaften entdeckt. Das war unstreitig eine der größten Entdeckungen des Jahrhunderts. Das Kleinod mußte wohl aus einer jener Epochen meines Lebens stammen, da ich den ernsthaften Vorsatz faßte, zu sparen; dieses Goldstück hatte offenbar den Grundfonds meines zu erwartenden Sparvermögens gebildet, es blieb einsam und mit dem Vorsatz selbst hatte ich auch den Anfang der Ausführung vergessen.

Natürlich war der Kommissar durch mein auffälliges Benehmen mißtrauisch geworden. Außerdem besaß er Kenntnisse in der deutschen Kalligraphie; er wußte mithin, daß denkbar sei, daß ein deutscher Schriftsteller am 29. März über ein unangebrochenes Zwanzig-Mark-Stück verfüge. Da ich mich über den rechtmäßigen Erwerb des Schatzes nicht ausweisen konnte, nahm er ihn unbarmherzig mit sich, obwohl ich das entdeckte Goldstück bereits phantastisch verausgabte hatte. Ich tranerte tief, der Kommissar aber strahlte; er hatte das *corpus delicti* zwar nicht einer Majestätsbeleidigung, dafür aber eines *Diebstahls* entdeckt.

Nach ein paar Wochen bekam ich denn richtig eine Anklageschrift wegen — Diebstahls. Der Eigentümer des Zwanzig-Mark-Stücks hatte sich nämlich gefunden — ein Kleiderhändler in Danzig. Ich war hinreichend verdächtig, diesem ehrenwerten Vertreter von Handel und Wandel am 12. April 1894 vom Ladentisch die Münze geraubt zu haben, in einem Augenblick, als der Besitzer gerade den Rücken drehte. Ich antwortete auf die Ausarbeitung der Staatsanwaltschaft, dem Sinne nach, wie meine unbekante Freundin Rosa Meyer, nur ein wenig höflicher. Ich erklärte nämlich die behörliche Vermutung für „lachhaft“. Die Folge meiner allzu aufrichtigen Verteidigungsschrift war die Eröffnung des Hauptverfahrens. Mein vor dem Kommissar eidlich bekundeter Schreck bei der Auffindung des Goldstücks, der unglückliche Reichtum am 29. des Monats und am Schlusse des Quartals, meine Verlegenheit, den Erwerb des Gelds nachzuweisen und endlich die Thatsache, daß ein mit mir, nach Aussage des Kaufmanns, identisches Individuum am 12. April 1894, nachmittags 6.20 in Danzig das Geld vom Ladentisch gemopft hatte — alles das türmte sich zu einem Belastungsmaterial zusammen, unter dem das Bewußtsein meiner Unschuld elend zusammenbrach.

Vor Gericht suchte ich vergebens dem Gericht und seinem grimmlich schillernden Präsidenten nachzuweisen, ich hätte nicht die Gewohnheit, solche Kleinigkeiten zu stehlen, ich hätte mich nicht vor Schreck, sondern vor Freude auf den Kommissar gestürzt usw. Der Präsident verlangte von mir den Nachweis, was ich am 12. April 1894 getrieben hätte.

Präsident: Wo erzählen Sie, wo Sie seit dem Morgen dieses Tags gewesen sind und was Sie gethan haben?

Ich: Keine Ahnung!

Präsident: Keupern Sie sich, wie es sich vor Gericht sieht. Keine Ahnung — ist schönobrig. Ich muß es für sehr bedenklich halten, daß Sie als ein Mann von akademischer Bildung nicht einmal wissen wollen, was Sie am 12. April 1894, also vor kaum zwei Jahren, gethan haben.

Jch: Herr Präsident, wissen Sie etwa, was Sie an diesem Tage verrichtet haben?

Der Präsident wurde noch um eine Nuance grünlicher, drohte, mich wegen Ungehörigkeit in Strafe nehmen zu wollen, und, indem er mich mit seinen Blicken durchbohrte, fragte er mich, ob ich niemals in Danzig gewesen wäre.

Jch: Niemals.

Präsident: Ich finde es sehr eigentümlich, daß Sie, der Sie so weit in der Welt herumgekommen sind, gerade nicht in Danzig gewesen sein wollen.

Jch: Ich wundere mich auch darüber.

Präsident: Benehmen Sie sich anständig, Angeklagter. Sie wollen also von nichts wissen; da werden wir durch die Zeugen Ihr Gedächtnis schärfen müssen.

Darauf wurden einige dreißig Zeugen vernommen, die mich sämtlich in Danzig am 12. April 1894 nachmittags in der kritischen Zeit gesehen hatten. Ganz Danzig hatte mich, wie es schien, beobachtet.

Zunächst kam der Ladeninhaber: Er öffnete unwillkürlich seine Arme, als ob er mich umfassen wollte, so freute ihn das Wiedersehen. Er beschwor, ich sei es und niemand anders, der ihm das Goldstück vom Ladentisch genommen hätte. O, er beschrieb mich genau: Grauer Anzug, Kneifer, mittelgroß, blaßes Gesicht, gerade Nase, gelichtete Stirn, schwächliche Erscheinung. Es war kein Zweifel. Eine kleine Unebenheit bestand darin, daß der Zeuge zuerst gesagt hatte, ich hätte mit dem Hut auf dem Kopf dagestanden. Woher wußten Sie denn, daß die Person eine gelichtete Stirn hatte, wenn der Kopf bedeckt war, fragte mein Verteidiger. Der Zeuge lächelte überlegen: Na, ich dachte mir das.

Die folgenden Zeugen erkannten mich alle bestimmt wieder, wenn auch im einzelnen die Aussagen ein wenig von einander abwichen. Dem Gepäckschützer, der meinen Koffer aus braunem Segeltuch getragen hatte — es wurde festgestellt, daß ich so einen besäße —, hatte ich in meinem hellgrünen Anzug, meinem tiefroten Gesicht und der gewaltigen Habichtsnase einen unauflöschlichen Eindruck gemacht; er schwor, daß er sich nicht irre. Eine alte Frau zuerst, die als einen Meergreis in dunkelblauen Gewande, kupfriger Nase und didem Leib; sie hatte mich in den Laden treten sehen, genau an demselben Tage zu der bezeichneten Minute. Mein Verteidiger erlaubte sich die Frage, warum sie sich gerade diesen Tag so genau gemerkt habe. „Ich hatte an dem Tage Kartoffelsuppe gegessen“, war die Antwort.

Anderen war die Breite meines Mundes sowie das Braun meines Anzugs aufgefallen und im Gedächtnis geblieben, einige legten einen Eid auf blaue Brille, violette Hosen und hintere Beine ab, während lebenswürdiger Leute sich die geschmeidige Strammheit meines Gangs gemerkt hatten. Eine etwas schwerhörige Zeugin hatte sogar gesehen, daß ich stotterte. Auf alle Fälle war ich es und jeder Irrtum ausgeschlossen.

Jch gestehe, daß mir allmählich schwindl wurde, wie sich das Netz enger und enger um mich zusammenzog. In dieser Todesfurcht kam mir ein Gedanke. Herr Präsident, schrie ich, jetzt weiß ich genau, was ich alles am 12. April 1894 gethan habe, ganz genau. Der Präsident grinste boshaft: „Auf einmal! So erzählen Sie.“ Mit der Allgewalt eines Giebachs stürzten meine Worte:

„Ich bin am 12. April 1894 zu Berlin um 7,54 Morgens in der Eschaffstraße Nr. 24, Seitenflügel rechts vier Treppen aufgestanden. Um 8,15 trank ich ein Glas Thee und aß ein Hörnchen. 8,30 ging ich auf die Straße. In der Friedrichstraße am Oranienburger Thor begegnete ich 8,33 einer mir unbekanntem jungen Dame; ich lächelte sie an. Die Dame wird dies Lächeln beeidigen, wenn man sie als Zeugin lädt. 8,45 las ich an der Anschlagsläute Ecke Friedrichstraße und Unter den Linden die Theaterzeitel. Ein Schutzmann stand neben mir, er wird bezeugen können, daß ich es gewesen bin. Um 8,51 ging ich zum Hühner an der Leipzigerstraße. Ich trank für 10 Pf. Kullmbacher Bier und aß ein Brötchen mit Lachs und eines mit Ei. Ich bitte, das Hühner-Fräulein zu laden, sie wird es bestätigen.“

In diesem Augenblick unterbrach mich der Präsident wütend: „Es ist erstaunlich, wie genau Sie alles noch wissen, obwohl der Fall doch zwei Jahre zurückliegt. Das ist höchst verdächtig.“

Jch: Und vorhin fanden Sie es verdächtig, daß ich nichts wußte.

Der Präsident verbat sich derartige unpassende Bemerkungen. Nachdem ich dann mit der gleichen Ausführlichkeit und Genauigkeit den übrigen Tag geschildert, wurde die Vernehmung geschlossen. Der Staatsanwalt plädierte auf 6 Monate Gefängnis.

Als der Gerichtshof sich zurückzog, war ich überzeugt, daß mein Schicksal besiegelt sei. Mein Verteidiger versuchte mir umsonst Trost zuzusprechen; er glaubte selber nicht an einen guten Ausgang. Gelangweilt stöberte der Anwalt ein wenig auf dem Gerichtstisch. Dort lag das fatale Goldstück. Er nahm es in die Hand und betrachtete es sinnend. Ich glaubte einen Anstich von Frohsinn auf seinem Gesicht zu sehen, aber der Anwalt sagte nichts.

Der Gerichtshof kehrte zurück. Der Vorsitzende bedeckte sein Haupt und fuhr mich an: „Angeklagter, stehen Sie auf“.

Jetzt wußte ich es — keine Hoffnung mehr.

Da, bevor noch der Präsident weiter reden konnte, erhob sich mein Verteidiger und begann mit scharfer Stimme: „Verzeihung, ich habe noch eine wichtige Mitteilung zu machen“.

„Nun?“

„Das Goldstück ist nämlich, wie der Augenschein lehrt, erst im Jahre 1895 geprägt, es ist also unmöglich, daß es bereits im Jahre 1894 gestohlen worden ist.“

Der Präsident erreicht jetzt das Höchstmäß des Grünlichen. Er blickte auf die Münze, und in panischer Flucht zog sich der Gerichtshof zu abermaliger Beratung zurück.

So wurde ich denn freigesprochen.

Seit jenem Tage bin ich vorständig geworden. Ich führe über jeden Augenblick meines Daseins Buch, so daß ich aus diesem Grund meine sonstigen Arbeiten habe bedeutend einschränken müssen. Jeden Tag lasse ich mir meine Aufgaben durch zwei einwandfreie Zeugen beglaubigen. Ich habe für alle Fälle mein unzweifelhaftes Alibi. So bin ich wenigstens sicher, daß ich nicht Verbrechen zu begehen brauche, von denen ich nichts weiß. —

Joc.

## Defregger.

Die Akademie der Künste hat in ihren Ausstellungsräumen Unter den Linden eine größere Zahl von Gemälden und Entwürfen Defreggers vereinigt, die einen Ueberblick über sein Schaffen gewähren sollen.

Es giebt kaum einen deutschen Maler, der so bekannt geworden wäre wie Defregger. Diese Tatsache wird besonders auffällig, wenn man seine jetzige Ausstellung durchsieht. Von all den Werken, ja selbst von den Studien ist man schon zahllosen Reproduktionen in Kunst- und mehr noch in Familienzeitschriften begegnet. Und so viele von ihnen bei einander zu sehen, ist für sie gefährlich. Die Schwächen drängen sich da förmlich auf; man wird gewahr, wie gleichförmig und einseitig Defreggers Malerei von Beginn an geblieben ist, über eine wie geringe Zahl von Motiven er verfügt hat.

Gleich vorn im Hauptaal der Ausstellung steht in einer Ecke ein von ihm selbst gemaltes Porträt des Künstlers. Von diesem sollte man ausgehen, wenn man das rechte Verhältnis zu ihm gewinnen will. Er hat Vieles Vieles gegeben und so den Anspruch darauf, daß man sich bemüht, ihm nachzugehen und zu suchen, was er ihnen denn geboten hat. Man versteht es vielleicht, wenn man in diese lieben graublauen Augen schaut, die aus dem weichgezeichneten Gesicht so unendlich gutmütig in die Welt blicken und ein warmes Herz und eine liebevolle Anteilnahme an dem Leben da draußen verraten. Das ist der Defregger, der in seinen Bildern so lieb von seinen Tiroler Landsleuten erzählt hat und von ihren Leiden und Freuden so Rührendes oder so Späbiges zu berichten wußte. Von diesem „lieben Kerl“ lebt in allen seinen Bildern etwas, das schließlich auch den fesselt, dem sie rein künstlerisch nichts zu bieten haben. Und hat man sich das einmal klar gemacht, dann darf man sich auch vergegenwärtigen, was diesen Bildern, rein als Malwerke betrachtet, fehlt.

Defregger hat, das ist allbekannt, das „Tiroler Genre“ in die deutsche Malerei eingeführt. Er selbst ist Tiroler, im Jahre 1835 in Stronach im Pusterthal geboren, und er hat selbst als Bauer auf dem Ederhof gewirtschaftet, bis seine Untauglichkeit für diesen Beruf bewiesen war, und er als Fünf- undzwanzigjähriger den Hof verlor, um seinem tiefsten Wunsche gemäß Künstler zu werden. Man sollte also meinen, daß er völlig mit seinen Landsleuten fühlen und sie durchaus so nehmen könnte, wie sie sind. Aber nein, gerade er hat sie erst civilisiert, ehe sie ihm gewissermaßen hoffähig für die Malerei erschienen. Er hat die Galerie hübscher, fest ausschauender Ruben und Deaund in geschaffen, die in endlosen Variationen die Leinwandflächen zahlreicher deutscher Maler bevölkern. Sie riesen einen Sturm des Entzückens hervor, sie waren es auch wohl, die die Tiroler, ihre Kostüme und ihre Tänze in Mode gebracht haben; aber allmählich ist doch die Erkenntnis gekommen, daß sie nicht „echt“ sind, daß Defregger seine Landsleute gar zu sehr durch eine rosa Brille angesehen hat. Auf einem seiner bekanntesten Bilder stellt er den „Salontiroler“ dar: ein Herr aus der Stadt, der sich ein „echtes“ Tiroler Kostüm angelegt hat, wird von den Dorfleuten, den Männern wie den Mädeln, ein wenig gekozelt. Das soll den Gegensatz zwischen Stadt und Land illustrieren. Aber schließlich befinden sich die Repräsentanten der Tiroler in gleicher Verdammnis wie der Herr, über den sie sich lustig machen: sie haben vom Städter selbst ein gutes Teil in sich, sie sehen eigentlich auch nicht anders aus, als ein in das Kostüm gekleideter Stadtbewohner. Im Grunde genommen sind alle Tiroler, die Defregger malt — „Salontiroler“.

Von demselben Geiste zeugen auch die Motive seiner Gemälde. Wolle man das Leben in Tirol nach diesen beurteilen, es müßte eine Art dörfliches Himmelreich sein; Schupplattlern, Singen und fröhliches Feschen und dazu natürlich auch noch Manfen wären die Hauptthätigkeiten der Tiroler, und selbst das Wildern wäre ein gar lustig Ding, das nur von hübschen Leuten gelibt wird. Es ist dies nicht etwa Defreggers Besonderheit, so haben alle die Maler das Leben der Bauern angesehen, die um die Mitte des Jahrhunderts aufs Land hinausgezogen, sie zu „entdecken“. Uns ist diese schönfarbende Anschauung heut fremd geworden.

Es wäre falsch, wollte man annehmen, Defregger habe mit Fleiß seine Landsleute bewußt idealisiert. Dem gutmütigen Mann, der mit seinem Porträt vor uns steht, mag die Welt nicht anders erschienen sein, oder vielmehr, in seiner Erinnerung mögen die herben Püge abgegriffen und nur das Reizvolle, das Anmutige geblieben sein. Er liebte seine Tiroler,

und in seiner Anschauung nahmen sie die Züge an, die er an ihnen am liebsten sah.

Darüber sind sich wohl alle Beurteiler einig, daß das Malerische die schwächste Seite von Defreggers Kunst ist. Seine Bilder wirken regelmäßig besser, wenn man sie in der Reproduktion sieht. Es ist sogar erschreckend, wenn man in dieser Ausstellung verfolgt, wie er, nachdem er die erste Unbeholfenheit seiner Anfangszeichnungen überwunden und in der Pilschschule sich eine gewisse Routine angeeignet hat, durch sein ganzes Leben hindurch eigentlich in seiner malerischen Entwicklung stehen geblieben ist; eher würden sogar die früheren Bilder in ihrem konsequent durchgeführten braunen Grundton besser erscheinen, als die letzten, in denen das Streben nach Aufhellung ihn zu grellbunten harten Tönen geführt hat. Aber das ist nur unwesentlich; im allgemeinen ist es immer dieselbe Harmonie in einem schmutziggelben Grundton, gegen den die reizlosen Lokaltöne, die durch die farbigen Gewänder geboten waren, nicht aufkommen.

Was an Defregger so besonders gefallen hat, das sind seine Stoffe und die Art, wie er sie behandelte. Seine Genrebilder bleiben der wichtigste Teil seines Werks, sie sind jedenfalls besser als seine Historienbilder, die sich mit der Geschichte des Tiroler Volksaufstands gegen die Franzosen und in erster Linie mit Andreas Hofer beschäftigen. In den letzteren wird noch deutlicher, was in den Genrebildern aber auch zu erkennen ist, wie sehr Defregger immer ein Pilschschüler geblieben ist. In der Komposition, die uns heute theatralisch erscheint, wirken sie wie gestellte lebende Bilder. Er arbeitet dabei mit außerordentlich wenigen Motiven. Die sich zusammendrängende Masse, der ein Führer gegenüber steht, macht immer einen merkwürdig gleichförmigen Eindruck; daneben lehren die um einen kartentisch gruppierten Führer häufig wieder. Und wie das Ganze, so ist auch jede einzelne Figur von der Theaterpose nicht frei.

Die Gesichtchen, die Defregger in seinen Genrebildern zum besten giebt, sind sehr durchsichtig erzählt. Er unterstreicht gehörig, um ja auch die Pointen recht klar herauszubringen; wer zu lachen hat, lacht über das ganze Gesicht und der Böse schaut gar wütend drein. Er charakterisiert durch sehr bestimmte eindeutige Gesten, so daß der Beschauer über den Vorgang oder auch den kleinen Witz, den das Bild zum Gegenstande hat, keinen Augenblick im Zweifel bleibt. Diese Eigenschaft hat wohl mit bewirkt, daß Defregger so sehr schnell allgemein beliebt geworden ist. Wie es ihm Freunde gemacht hat, solche Gesichtchen, Humoresken und kleine Dramen aus dem Tiroler Volksleben zu erzählen, so war es für sein Publikum ein Vergnügen, sie sich bis in die einzelnen Züge hinein zu vergegenwärtigen. Es erforderte das keine große Anstrengung, und — darüber ist man sich ja heute klar — mit der Kunst als solcher hatte es eigentlich nichts zu thun. Man verzichtet heute auf solche anekdotische Zuhilfenahme, man ist strenger geworden und sucht in dem Kunstwerk die rein künstlerischen Werte und die starke Empfindung, die jedoch allein mit den Mitteln der Kunst zum Ausdruck gebracht ist. —

### kleines Feuilleton.

**dg. Der Heimweg.** Langsam mit schweren, schleppenden Schritten ging sie durch den Straßentriebel. Es war draußen im Westen, da, wo das Leben in vollen Strömen wogt, wo Reichtum und Luxus ihre Strahlen hinauswerfen bis auf das Straßenpflaster. Die Häuser alle Paläste, in den hohen Schaufenstern ein Meer von Licht.

Sie sah in den schimmernden Glanz und sie schauerte zusammen. Der grelle Schein that ihr weh. Sie war so müde — so müde, am liebsten hätte sie sich auf der Stelle hingelegt und die Augen zugemacht, und dabei war der Weg noch so weit.

Da unten, das war erst der Potsdamer Platz, nun noch die ganze Leipzigerstraße hinunter und dann war die Krautstraße noch lange nicht erreicht. „Ach ja!“ Sie blieb einen Augenblick stehen und rang nach Atem.

Eigentlich hätte sie doch warten sollen. Vielleicht wäre der Besuch noch gegangen, und die gnädige Frau hätte ihr den Tageslohn ausgezahlt; aber freilich, die gnädige Frau hatte ausdrücklich gesagt: „Sie können dann gehen, Frau Wulow, wir rechnen morgen ab.“ Die gnädige Frau wußte sicher nicht, daß sie keinen Groschen mehr befaß, nicht mal mehr einen Sechser zum Omnibus.

Aber satt gegessen hatte sie sich wenigstens heut, und der Belag vom Abendbrot reichte sogar noch für ihren Mann, bekam der auch mal 'ne Schinkenstulle, würde er sich freuen! Ihr hageres, vergrüntes Gesicht strahlte ordentlich bei dem Gedanken.

Sie hatte inzwischen den Potsdamer Platz erreicht. Mühsam wand sie sich durch das Gewirr von Wagen und Menschen. Als sie die andre Straßenseite endlich erreicht hatte, schlug ihr Herz als sollte es springen. Und dabei die Schmerzen im Rücken und in der Brust, diese entsetzlichen Schmerzen!

Es war doch zuviel gewesen heute. Erst die großen Fenster putzen und dann noch die Stube bohnen und die Möbel polieren. Die gnädige Frau hatte doch recht gehabt, sie durfte eigentlich gar nicht mehr arbeiten, sie war schon viel zu elend dazu, sie konnte sich womöglich noch Schaden thun, sich — und dem Kind.

Sie raffte sich auf und ging weiter. Der Wind, der in vollen

Stößen über den Platz kam und rauß und schneidend durch ihre dünnen Röcke fuhr, trieb sie fort. Das Kind, das Kind, was da werden sollte, wenn das Kind erst da war, das mochte auch der Himmel wissen. Von den achtzehn Mark, die ihr Mann alle Woche nach Hause brachte, wurden sie beide selbst kaum satt. Und dabei nicht mehr arbeiten? Sie lachte hart auf. Ja, die gnädige Frau hatte klug reden, was die schon davon verstand! — Nicht mehr arbeiten, wenn man auf jeden Groschen wartet, wenn man schon vor der Stunde zittert, wo man erst nicht mehr arbeiten kann.

„Ach nein, nicht nachdenken! Sie fuhr mit der Hand über die Stirn, als könnte sie damit das Grauen fortjagen, das langsam in ihrer Seele emportrieb. Wenigstens bekam sie morgen drei Mark, und, wenn sie nächste Woche bei Pastors half, gab es auch wieder einen halben Thaler. Hauptache war, daß sie noch helfen konnte, und sie mußte können — mußte, es war ja für das Kind.“

Das Kind, ach ja, das Kind! Sie krampfte die Hände zusammen. Am besten, es würde gar nicht geboren. Wozu sollte es geboren werden? Um wieder zu sterben, um zu verkommen an schlechter Luft und elender Nahrung und mangelnder Pflege, zu vergehen, wie die beiden andern vergangen waren.

Sie preßte die Hand vor die Augen und griff nach einem Haß. Es fauste ihr vor den Ohren. Der Lärm und all' das Menschengewoige hier herum, das schnitt ihr wie mit Messern ins Gehirn, halb ohnmächtig sank sie gegen eine Häußerwand. Da stand sie eine ganze Weile.

„Die entzündenden Häubchen,“ sagte eine Stimme neben ihr. „Und das Stetlissen mit den rosa Schleifen, ist das nicht einfach süß?“

„Solche Spitzenjäckchen muß Baby haben. Ach, und die Tragkleider aus Mull, die sind ja einzig! Wir wollen welche kaufen, komm hinein, Mama, komm!“

Sie fuhr empor, als fühlte sie einen Antenschlag, mit großen entsetzten Augen starrte sie auf die beiden Damen, die sich über die zartduftigen Schwärze des Schaufensters bogen.

Die junge Frau jubelte von neuem:

„Und diese süßen Mähdchen, sieh nur, Mama, die mit dem Schwanenpelz, so eins nehmen wir auch. Ach, wenn da Babys Stöpschen erst drinsteckt!“

„Einen Kinderwagen könnten wir auch gleich bestellen!“ sagte die Mutter.

„Ja, solch einen weißgladierten mit rotseidenen Gardinen!“ Die junge Frau stand schon an der Ladenthür, mit innigem Drud sagte sie der Mutter fromm: „Ach, Mama — solch ein Glück, solch ein Glück! Gibt es ein größeres Glück, als ein Kind?“

Sie sah den beiden nach, bis die Thür hinter ihnen zusiel, dann raffte sie sich auf und bog in eine Nebenstraße ein. Da war es still und dunkel, da ging sie weiter.

Den Kopf tief gesenkt, ging sie langsam nach Hause. —

### Humoristisches.

— Ein weiser Vater. (Weim Abschied.) ... Mein Sohn, wenn Du willst, was Du willst, und nur das willst, was Du kannst, und kannst, was Du willst, und weißt, daß Du kannst, was Du willst — dann wirst Du ein ganzer Mann!“ —

— Jugend von heute. ... Ich höre, Ihr Sohn diätet schon, gnädige Frau! Er ist doch erst 17 Jahre alt!“

„Gewiß, Excellenz — und wie schön er diätet! Wir lassen seine neuesten Poesien nächstens drucken. Es sind die „Velenutnisse einer müden Seele!“ —

— Diese Kinder. Herr (auf dem Lande, zu einem achtjährigen Mädchen): „Also dem Professor Plader gehört Du? Das ist ja prachtvoll! ... Du scheinst es nicht einmal zu wissen, daß Dein Papa der gelehrteste Mann der Welt ist?“

„Hänschen: „Nein, das weiß ich nicht. Ich bin ja immer zu Hause mit dem Papa — und zu Hause merkt man nichts davon!“ — (Zitg. Bl.)“

### Bücher-Einlauf.

— Wilhelm von Polenz: „Liebe ist ewig.“ Roman. Berlin. F. Fontane u. Co. Pr. 5 M. —

— Jeannot Emil Freiherr von Grotthus: „Die Galben.“ Roman. Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer. —

— Theodor Cahn und Louis Forest: „Das Vergessen?“ Roman. Berlin, Gostlar, Leipzig. F. A. Latmann. Preis 4 M. —

— Richard Wredenbrüder: „Unterm Liebesbann.“ Erzählung aus Südbitol. Berlin. F. Fontane u. Co. 2 Bde. —

— Raoul Auernheimer: „Rosen, die wir nicht erreichen.“ Ein Geschichtenband. Wien. Wiener Verlag, Wuch, S. Mosner. —

— Adolf Schaffheitlin: „Das Zeitalter der Chylophen.“ Dramatische Dichtung in drei Teilen. Zweite vollendete Ausgabe. Berlin. S. Rosenbaum. —

— Julius Waer: „Eine beschränkte Frau.“ Tragikomödie. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. Pr. 1,20 M. —